

die ihm gebührt, und den Dank ausgesprochen zu haben, den wir ihm schuldig sind.

Am „14. tag höuwmonats im 1523. jar“ schrieb Zwingli „an die eerenvesten, fürsichtigen, wysen herren amman, radt und gmeind des lands Glaris, alte Christen und Eydgnossen“: „Uwere glerten werdend üch one zweyfel wol anzeygen können, wo der hafft (der Kern der Sache) ligt. Gloubend inen nun; denn sy üch warlich berichten könnend, und gedencckend, das ghein volck uff erden ist, dem christliche fryheit bas anston wirt und rüwiger möge ggegenen, denn einer loblichen Eydgnoschafft.“

Die Bullinger-Briefsammlung *

Von MAX NIEHANS

Die Bezeichnung „Bullinger-Briefwechsel“, wie sie sich nun einmal eingebürgert hat, ist ungenau und läßt den wahren Tatbestand nicht erkennen. Richtiger wäre, zu sagen „Bullinger-Briefsammlung“. Der eigentliche Briefwechsel mit Briefen Bullingers und Gegenbriefen seiner Partner macht nur einen Teil des Ganzen aus. Zum andern Teil sind die Briefe einseitig, zwar an Bullinger gerichtet; aber wir besitzen, sofern eine überhaupt erteilt wurde, die Antwort nicht.

Eine Briefsammlung ist es in der Tat. In ihr sind rund 11000 Briefe vereinigt, alle zwischen 1523 und 1575 geschrieben. Und zwar ist es nicht eine Sammlung unzusammengehöriger Briefe. Sondern sie sind samt und sonders ausgerichtet auf den einen Mann, auf Heinrich Bullinger, den Nachfolger Zwinglis. Sie beziehen sich alle auf seine Person, auf Menschen, die ihn angehen, auf seine Lehre, auf Fragen, die ihn beschäftigen, ob es sich nun um religiöse und kirchliche, politische oder wirtschaftliche Dinge dreht. Soweit die Briefschreiber auch räumlich getrennt sind, so viele Jahre zwischen den ersten und letzten Briefen vergehen; sie beziehen sich doch alle auf diese Mitte. Wir lernen das Leben eines halben Jahrhunderts aus ihnen kennen, aber in bestimmtem Sinne beleuchtet, um einen Einzelnen als Kern und Mitte geordnet. Das gibt dieser ungeheuer ausgedehnten Sammlung ihren geschlossenen Charakter. Sie ist

* Vortrag vom 24. November 1944 in der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, mit einigen Ergänzungen.

wirklich ein Ganzes, so groß sie ist, eine der größten unter den uns bekannten ähnlichen Briefsammlungen.

Wie setzt sich nun diese Sammlung zusammen? Den Kern bilden die Briefe von Heinrich Bullinger selbst. Sie sind zwar stark in der Mindezzahl: für die Jahre 1523 bis 1545, die bis jetzt durchgearbeitet sind, mit ihren etwas mehr als 2000 Briefen, finden wir 240 Briefe oder rund ein Achtel von Bullinger selbst. Die übrigen 1800 stammen von andern Verfassern. Falls sich in den folgenden Jahrzehnten das Verhältnis nicht stark ändert, dürfen wir wohl Bullingers Anteil mit insgesamt 1500 Briefen annehmen. Im ganzen zählen wir über 700 verschiedene Briefverfasser. Davon haben gegen 600 an Bullinger geschrieben, ohne daß wir Bullingers Antworten besäßen.

Wenn wir die Briefe seiner Partner durchgehen, bestätigt sich bald, daß viele Bullingersche Antworten müssen geschrieben worden sein, die nicht in unserer Sammlung sind. Wenn 192 Briefen von Oswald Myconius in Basel 88 Briefe Bullingers gegenüberstehen, dann handelt es sich immerhin um einen wirklichen Austausch, bei welchem der Charakter der Briefschreiber den Unterschied in der Briefzahl zu erklären vermag. Wenn aber 106 Briefen Berchtold Hallers in Bern nur 2 von Bullinger an ihn entsprechen, dann müssen Briefe verlorengegangen sein. Wo es sich um bedeutende Persönlichkeiten handelt, wie etwa bei Johannes a Lasco, dem Reformator Frieslands, dort ist wirkliche Partnerschaft sicher anzunehmen. Wenn in solchen Fällen Bullingers Briefe fehlen, müssen wir auf große und bedauerliche Lücken schließen. Bullinger hat selbst die Briefe, die er erhielt, gesammelt. Ja, er sah sich und seine Sache offenbar als historisches Phänomen, das als Ganzes und für spätere Zeiten seine Bedeutung besaß, und fügte seiner Sammlung deshalb auch die eigenen Briefe bei, soweit er ihrer noch habhaft werden konnte. Die Lücken auszufüllen, die Gegenbriefe zu suchen, und die Kontinuität des Briefwechsels herzustellen, dürfte eine ebenso schwierige wie wichtige und dankbare Aufgabe sein.

Die gesammelten Briefe liegen im Original oder in zeitgenössischen und späteren Abschriften zum größten Teil im Zürcher Staatsarchiv. Vor rund fünfzig Jahren hat man begonnen, sie zu einer eigentlichen Sammlung zu vereinigen. Die Originale wurden abgeschrieben, die Abschriften wurden chronologisch geordnet und bilden heute eine reiche Quellensammlung, die auf der Zentralbibliothek der Forschung zur Benützung offensteht.

Seit Jahren betreut der Zwingli-Verein Zürich die Arbeiten zur Erschließung dieser Sammlung. Verständnisvoll und tatkräftig haben sich heute Kanton, Stadt und Kirchenrat hinter ihn gestellt zur gemeinsamen Lösung dieser kulturellen Aufgabe. Im Auftrag des Zwingli-Vereins hat Herr Dr. Traugott Schieß, Stadtarchivar von St. Gallen, durch etliche Jahrzehnte den Grundstock der Abschriften erweitert. Seiner hingebenden Arbeit gedenke ich hier in dankbarer Anerkennung. Er hat bis zu seinem Tode, 1934, die Sammlung auf rund 7000 Abschriften gebracht. Es sind also noch zirka 4000 Originalbriefe abzuschreiben. Außerdem hat sich für die Benutzung die Aufstellung eines übersichtlichen Kartenregisters als unerlässlich erwiesen, das als wichtigsten Bestandteil eine kurze Inhaltsangabe jedes Briefes enthält. Das erst erspart dem Benutzer das mühsame Durchlesen von Hunderten von Abschriften, wenn er die Sammlung auf bestimmte Fragen hin durcharbeiten will. Damit wird der Forschung dieses Quellenwerk erst wirklich erschlossen.

Wer heute eine Abschrift aus der Bullinger-Briefsammlung in die Hand nimmt, muß sich darüber Rechenschaft geben, wie viel von der Ursprünglichkeit des Briefschreibers verlorengegangen ist auf dem Wege von seiner Hand in die unsrige. In ihm pulsierte ein starkes Leben, vibrierte das ganze Zeitalter mit allen seinen Leidenschaften. Er aber mußte, wollte er verstanden sein, dieses Leben einpressen in eine Sprache, die nicht seine Muttersprache war, eine alte Sprache, deren Formen vielfach schon zu bloßen Formeln abgestorben waren. Der größte Teil der Briefe ist lateinisch geschrieben. Ihre immer gleichen, konventionellen Wendungen lassen wenig Spielraum für persönlichen Ausdruck. Das zeigt sich besonders in den gesellschaftlichen Wendungen, den Briefanfängen und -schlüssen, in den Ausdrücken des Dankes, der Freundschaft, bei Glückwünschen und Leidbezeugungen. Anfänglich ist man geneigt, diese ungemein höflichen, kunstvoll gedrechselten Wendungen als Ausdruck persönlicher Liebenswürdigkeit zu betrachten. Bald aber merkt man, daß diese Schreibart mit dem Schreiber nichts zu tun hat, sondern Konvention ist, Kunststil.

Auch die Sprache der deutschen Briefe ist meist nicht — das spürt man deutlich — persönlicher Ausdruck, sondern formelhafte Amts- und Kanzleisprache.

Gewiß gibt es Persönlichkeiten, und nicht wenige, unter den Briefschreibern, deren eigenes Leben stark genug ist, die starre Form in eigenen Ausdruck umzuschmelzen, besonders in Augenblicken der Er-

schütterung, die die Sprachkraft steigert und die Form sprengt. Im ganzen spüren wir aber doch schmerzlich, wie viel durch den Umguß in die fremde Sprache ausgesiebt worden ist.

Nicht nur die Sprache, auch die Schrift wirkt auf uns heutige Leser vielfach hemmend. Das gilt besonders für jene Briefe, die nicht vom Verfasser selbst, sondern von irgend welchen Kanzlisten geschrieben sind, die eine zwar dekorative, aber leere Arabeske schreiben. Die Verfasser selbst haben dagegen oft einen ganz persönlichen Schriftzug. Es wäre reizvoll, ihren Eigenheiten nachzugehen, die kernige, feste Schrift eines Myconius etwa zu vergleichen mit den viel gelösteren Zügen seines Amtsbruders Johannes Gast, der einen modern nervösen Zug hat und uns manchmal vermuten läßt, seine Schrift solle eigentlich ebensoviel verbergen wie mitteilen. Ruhe oder Eile des Schreibers werden sichtbar, wenn die sonst klare und harte Schrift Bullingers sich in flüchtende Horizontalen auszieht, sobald er sich beeilen muß. Auf jeden Fall gibt es hier neben lesbaren auch schwer leserliche Schriften, die dem unmittelbaren Erfassen sich in den Weg stellen. So oft uns aber auch vorkommen mag, als ergriffen wir in diesen Briefen statt der lebensvollen Substanz nur noch einen ausfiltrierten Abguß: wie farbig ist trotz alledem die Welt, die sich in diesen Zeugnissen vor uns auftut!

Bevor ich auf die Substanz der Briefe eintrete, muß ich noch einmal darauf hinweisen, daß das folgende sich allein auf die Briefe der Jahre 1523—1545 bezieht. Möglicherweise ändert sich der Charakter der Sammlung in den folgenden Dezennien. Wahrscheinlich wirkt sich eine Wandlung weiter aus, die hier schon festzustellen ist: wie sich der Kreis der Briefschreiber erweitert, treten die bedeutenderen Persönlichkeiten, die gewichtigeren Themen stärker heraus. Manches unbedeutende, aber farbig reizvolle Detail verschwindet, je überragender Mann und Amt sich entfalten. Es wagt sich nun nicht mehr ein jeder mit seinen kleinen menschlichen Anliegen an ihn heran. Aber ich glaube doch, die Briefe aus diesen zwei Jahrzehnten genügen, um Ihnen ein Bild davon zu geben, wie sich der Kreis der Verfasser zusammensetzt und welcher Art die Anliegen sind, die sie zum Schreiben veranlassen. Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich, daß ich die einzelnen Züge zur Charakterisierung Bullingers, seiner Beziehungen und seiner Zeit ausschließlich der Briefsammlung entnehme und nicht etwa historischen Werken über diese Zeit, auch wo die Briefstellen nicht im Wortlaut angeführt sind.

Es ergibt sich ganz von selbst, wenn ich bei der Schilderung dieses

Kreises von Bullinger, seinem Mittelpunkt, ausgehe. Er hält die vielen Fäden in der Hand, die von ihm zu seinen nahen Freunden laufen, zu den fernen und allerfernsten, bis hinaus in die äußersten Bezirke Europas. Von überall her schreibt man ihm, überallhin antwortet er. Nichts ist ihm zu klein oder zu fern: ob es sich darum handelt, dem Freund in Basel die kleinen Schafkäse zu verschaffen, die ihm der Arzt als Medizin verschreibt, die aber nur auf dem Hof von Kyburg fabriziert werden, ob er einem andern Papier besorgt, ob es um eine Heiratsvermittlung, um Erbstreit oder Schulden geht oder um vier Murmeltiere, die ein Amtsbruder ihm als Dank für seine Hilfe schickt. Ihm ist das Schicksal der Reformierten in Siebenbürgen so wichtig wie die Brüder in Emden, die Glaubensverfolgten in Südfrankreich; wie die englischen Flüchtlinge in Köln oder die Bedrängten in der Lombardei.

Fast täglich gingen Briefe hinaus, wurden ihm Briefe ins Haus getragen. Ein solches Briefeschreiben, allen Schwierigkeiten der Sprache und den besonderen Fährlichkeiten der Briefübermittlung zum Trotz, ist nur verständlich aus einem elementaren Verlangen nach Gemeinschaft. Eine tiefe Unsicherheit griff die Menschen an. Von einem Ende Europas zum andern war Krieg: Kriege des Kaisers im Reich; Kriege Frankreichs mit dem Kaiser, mit England; Kriege der deutschen Fürsten untereinander, die Türken drohend im Osten vor Budapest. Wo die Heerscharen hin- und herrücken, selbst im verbündeten Land, fressen sie alles kahl auf ihrem Wege. Die Pest überfällt in immer neuen Wellen die Lande. Die Evangelischen verlieren ein Haupt nach dem andern: in Basel stirbt Grynäeus, Capito in Straßburg, Johannes Zwick wird ihr Opfer in Konstanz, in Zürich Bullingers nächster Freund Leo Jud. Dazu im Innern Zerrissenheit, drohende Ausbrüche zwischen den Lagern alten und neuen Glaubens, zwischen Evangelischen und radikalen Sekten, Lutheranern und Reformierten. Am Himmel standen dräuend die Kometen, Anzeichen von Gottes strafendem Gericht. Die Menschen ängsteten sich vor den tobenden Mächten der Welt, und ängsteten sich zugleich vor Gottes Gericht. Denn dieses Gericht konnte nur eine Strafe für eigene Unbußfertigkeit sein. Selbst der mannhafte Blaurer klagt:

„Ich bin dieses Lebens so müde, wenn ich erkenne, wie ich keinen Schritt oder nur den allerkleinsten weiterkomme in der Überwindung des Fleisches, in dem nichts Gutes ist. Nicht zu reden von den furchtbaren Stürmen unserer Zeit und den Gefahren, die uns von allen Seiten be-

drohen und gerade die Besten so heimsuchen, daß sie voll Angst danach ausschauen, wie sie so bald als möglich von hier wegkommen.“

Kein Wunder, wenn diese Menschen ein tiefes Verlangen danach trugen, mit andern verbunden zu sein, in andern, stärkern Seelen Anker zu werfen. Kein Wunder, wenn dieses Gemeinschaftsbedürfnis sie trieb, allen Schwierigkeiten zum Trotz zu schreiben, an ferne, oft an unbekannte Menschen, sie um Rat und Hilfe, um ein ermutigendes Wort, um ein Gebet zu bitten. So schreiben sie denn in einem Ausmaß, das uns staunen läßt.

Bullinger selbst war eine starke Natur. Das persönliche Gemeinschaftsbedürfnis ist in seinen Briefen weniger spürbar als in vielen andern. Er tritt privat selten hervor. Für ihn steht in der Mitte sein Glaube, seine Lehre. Für sie schreibt er, damit sie sich ausbreite und erstärke, damit sie immer reiner sich herausbilde. Wo sie angegriffen wird, tritt er für sie ein und greift selbst dort an, wo er Unklarheit oder Entstellung erkennt. Dabei galt ihm die Kirche nicht als etwas, was abseits der Welt in frommer Abgeschiedenheit sich selber leben sollte. Die Briefe zeugen vom Gegenteil: weltliche Obrigkeit und Kirche, beide von Gott gesetzt, haben ihre Aufgabe von dort her und sollen zusammenwirken. So kümmern sich Bullinger und seine Freunde um politische Ereignisse, wie etwa die bernischen Züge in die Westschweiz oder um die Niederlage König Ferdinands bei Lauffen am Neckar. Das Verhältnis zu den Siegern von Kappel ist ihm wichtig, besonders weil es in die Beziehung Zürichs zu Bern und Basel bedrohlich hineinspielt. Am nächsten liegen ihm natürlich die kirchlichen Fragen, wie etwa das Schwanken Berns zwischen lutherischem und zwinglischem Bekenntnis. Der Gegensatz zu Luther in der Auslegung der Abendmahlsworte beschäftigt ihn durch Jahre hindurch. Er wird nicht müde, für die reine Lehre Zwinglis einzutreten, alle Verwischung und jede Scheineinigung abzuwehren.

Straßburg und seine beiden Reformatoren Capito und Bucer waren der Mittelpunkt dieser Einigungsbemühungen. Starke Beziehungen, positive und negative, verbinden Bullinger mit ihnen. In Köln ist es die Einführung der Reformation, die er mit intensiver Spannung beobachtet, das Wirken des mutigen Hermann von Wied, die gefährlichen gegenreformatorischen Vorstöße von Kaiser und Rom. An der Reformation Frieslands unter der überlegenen Führung durch Johannes a Lasco nimmt er Anteil. Mit Frankfurt verbinden ihn noch andere Fäden: Frankfurt ist eine Verkehrszentrale, wo auf den Messen Menschen

aus aller Welt sich treffen, wo immer Gelegenheit ist, Briefe weiterzugeben, wo seine Schriften von Froschauer auf den Markt gebracht werden und von wo ihm Froschauer Neuerscheinendes mitbringt. Zu Wittenberg schafft die Freundschaft mit Melanchthon, die Gegnerschaft Luthers eine starke Verbindung.

Nicht nur die Lehre, auch ihre praktische Gestalt, die Kirche, liegt ihm am Herzen. Wo immer es gilt, eine neue Kirchenordnung zu schaffen, ist er mit seinem Rat bereit. Er teilt dann andern mit, wie sie es hier in Zürich gemacht haben, wie diese Zürcher Kirchenordnung sich bewähre, in welcher gutem Einvernehmen Kirche und weltliche Obrigkeit hier stehen. Daran liegt ihm viel. Er hat Sinn für politische Möglichkeiten und Unmöglichkeiten. Umsichtig sucht er auf das politische Leben einzuwirken, Gefahren zu beschwören, Wege zu ebnen. Stark ist diese Beziehung besonders zu den süddeutschen Ländern und Städten, zu Hessen und Württemberg und ihren Fürsten, zu Konstanz und Memmingen, Ulm und Augsburg.

Dagegen ist die Verbindung mit dem Süden in den Jahren bis 1945 noch schwach. Mit Bünden zwar steht er in dauernder Berührung. Darüber hinaus aber geht es nur in einzelnen Fällen. Auch die Beziehung zu Frankreich ist in dieser Zeit mehr mittelbar. Was er weiß, erfährt er aus zweiter Hand, z. B. von Calvin, von Studenten oder durch andere Gelegenheitsboten.

Unmittelbarer ist seine Verbindung mit dem Osten. Man schreibt ihm aus Schlesien, aus Zittau und Znaim, aus Böhmen und aus Siebenbürgen. Er sendet den Brüdern seine Schriften und macht ihnen Mut, auszuharren trotz Türken, Pest und Glaubensanfechtungen.

Viele Briefe schrieb und empfing Bullinger, die nur den Zweck hatten, einen reisenden Bruder dem Amtsbruder zu empfehlen. Es waren immer unzählige unterwegs, durch Wochen und Monate, um andere evangelische Orte kennenzulernen, bekannt gewordene Männer aufzusuchen, brennende Fragen mit ihnen durchzusprechen. Sie wurden beherbergt, und dann reichte man sie, mit Empfehlungen ausgerüstet, dem nächsten Bruder weiter.

Die Zürcher Studenten, die auswärts studierten mit Stipendien der Stadt, standen mit ihren Betreuern in dauernder Verbindung. Die Sammlung aus diesen Jahrzehnten enthält um die 70 Studentenbriefe. Treulich spiegelt sich in ihnen das Studententum jener Zeit. Sie berichten z. B. aus Bourges, wie sie eigentlich nach Paris hätten reisen wollen, aber

dort vor den Toren umgekehrt sind, weil man ihnen erzählt hat, daß das Leben in Paris in einem Monat soviel kostet, wie die strengen Zürcher Väter ihnen für ein Jahr zugebilligt haben. Geld und Geldesnöte spielen eine große Rolle. In Rechenschaftsberichten zählen die Studenten auf, wie viel sie für Kost und Logis bezahlen müssen, wie wenig ihnen für die notwendigen Bücher übrigbleibt, wie fleißig und eingezogen sie leben, in der Hoffnung, dereinst ihrer Heimat Ehre zu machen. Nach ihren Briefen möchte man an lauter Musterknaben denken, so wenn etwa Johannes Wolff aus Tübingen versichert:

„Eure mir so ehrwürdige, ja heilige Ermahnung war mir höchst willkommen, und ich hoffe, sie werde immer beherzigt von mir und meinen Kameraden. Bewahrt uns eure Fürsorge. Ich weiß, was Ihr gerne seht, und was Euch am meisten Freude macht und werde allem mit Fleiß und Eifer nachkommen.“

Doch hie und da tun wir einen Blick hinter die Kulissen. Am gleichen Tag wie Wolff schreibt Haller, auch aus Tübingen:

„Nie habe ich die Leidenschaft über die Rechtlichkeit gestellt. Das sage ich, weil Ihr mich anfährt, ‚ich heig eim frommen Ehrenbiedermann syn dochter abtrüßlich gmacht, ja auch beschissen‘. Ach, warum denkt Ihr so von mir? Wie kann das ein Eheversprechen sein, wenn ich ihr doch bloß zugesagt habe, falls ich glücklich in meine Heimat zurückgelange und sie zu dieser Zeit noch ledig sei, daß ich dann keine andere als sie heiraten werde, sofern es mit Zustimmung und Willen der Ihren möglich sei. Kann und soll das eine Ehe sein? Es ist nur, daß sie und ich auf Grund eines solchen Versprechens leichter aushalten. Daß ich mit ihr die Ehe eingegangen bin und sie ihrem Vater entfremdet habe, das bestreite und leugne ich und stelle es gänzlich in Abrede.“

Beliebte Stationen auf diesen Wanderwegen waren Basel und Straßburg. Auch mit Marburg verbanden die Zürcher solche Beziehungen. Viele studierten dort, wenn sie auch die Atmosphäre roh und abstoßend, die Schule dort verwahrlost und kaum ihres Fleißes wert fanden. Ferner war Paris ein beliebtes Ziel. Von dort stammt jener aufschlußreiche Bericht des Studenten Konrad Gesner aus dem Jahre 1534:

„Ich bin anfangs Dezember von Paris hierher nach Straßburg gekommen, einmal weil meine Auslagen von Tag zu Tag höher stiegen, dann auch, weil ich es nicht mehr aushielt, die schreckliche Unterdrückung dort mit anzusehen. Von unüberlegten Leuten sind ein paar Flugschriften, in Neuenburg, wie es heißt, gedruckt, heimlich angeschlagen worden. Sie greifen den Mißbrauch der Messe und die leibliche Gegenwart im Abendmahl an. In der gleichen Nacht wurden sie in Paris und in Orléans und sogar an der Tür des

königlichen Gemaches angeschlagen. Das war das Signal zum Krieg. Ungezählte wurden eingekerkert, das Gerücht geht, über 300. Auf unerhörte Art wurden sie lange und elendiglich gefoltert und verbrannt. Zungen wurden ausgerissen, Hände abgehackt. Man spricht von endlosen Listen mit Namen von Verdächtigen. Ich bin geflohen, weil ich solche Grausamkeiten weder sehen noch anhören möchte. Bevor dieses begann, schätzten alle Leute Eure Bücher, daß es zum Staunen war, kauften sie eifrig und sprachen von Euch mit größter Verehrung. Aber jetzt, wo fast jedes Haus einzeln durchsucht wird, werfen sie die frommen Werke ins Feuer oder in die Seine. Ich und ein gewisser gelehrter Spanier, die wir viele besaßen, wurden endlich vom Gastwirt verklagt, der uns nur noch dulden wollte, wenn wir die Sache einem Geistlichen vorlegten, der uns decken würde. Wir brachten es dahin, daß wir den Bruder des Bischofs dazu vermochten, der ihn gerade vertrat und der evangelisch ist. So kamen wir davon. Er aber ist schon selbst gefangen gesetzt; an den Bruder, den Pariser Bischof, trauen sie sich nicht heran, obgleich man weiß, daß auch er evangelisch ist.“

Die Briefe, die sich um Stellenvermittlung von Lehrern und Pfarrern drehen — eine wichtige kirchliche Angelegenheit — stammen begreiflicherweise mehr aus der Nähe, aus dem Zürcherland, dem Thurgau und Aargau, aus Bünden und Bern. Doch nicht nur aus der Nähe. Wenn der Herzog von Württemberg in seinem Land die Reformation durchsetzen will, bittet er sich für einige Zeit von Basel den Gelehrten Grynäus, von Konstanz den erfahrenen Blaurer aus. Wenn es in Augsburg an einem Leiter der Kirche fehlt, wenden sich Rat und Kirche nach Zürich, und nach langwieriger Verhandlung delegiert Zürich den jungen Johannes Haller dorthin.

Eine immer wieder willig übernommene Pflicht ist die Fürsorge für Glaubensflüchtlinge. Es gab ihrer viele. Nicht sowohl in der Heimat, obwohl es auch hier nicht an Amtsentsetzungen und Verfolgungen Glaubens halber fehlte. Zahlreicher waren die Refugianten aus dem Ausland. Sie kamen aus England, waren durch Holland geflohen und ins Rheinland weitergezogen. Mancher siedelte sich dort an, andere wanderten weiter in die Schweiz. Sie kamen aus Frankreich oder aus Metz, über das gerade eine gegenreformatorsche Welle ging. Sie kamen aus Italien. Allen sollte geholfen werden. Das bedeutete Arbeit, Briefe, Empfehlungen, Vereinbarungen. Und bedeutete auch Kosten. Nicht alle wußten sich zu helfen, wie jene englischen Geistlichen, die im Rheinland sich festgesetzt hatten, aus der Heimat englische Stoffe importierten und damit ein ausgedehntes Handelsgeschäft betrieben. Selbst mit diesem Geschäft

hatte Bullinger zu tun. Das geht aus vielen Briefen von Richard Hilles hervor. Im ersten, vom August 1540, erzählt er von sich:

„Mit mir steht es so: Als ich sah, daß uns in England kein Fleck mehr übrig blieb, wenn wir nicht Gott und die Menschen verraten wollten, wanderten wir hierher aus, indem wir vorgaben, hier einen Handel zu begründen. Dieser Vorwand gilt allen Frommen, die uns kennen, für falsch, ist sogar den gottlosen Hunden verdächtig. Aber da ich keiner Ketzerei überführt bin, noch je vor ein öffentliches Gericht gerufen, ist alles Meine dort bis jetzt intakt geblieben. So schicke ich nach jeder Messe die Summen, die ich hier und in Frankfurt einziehe, nach England, um damit neues Tuch hier einzuführen.

Daß Ihr mir über Falkner (einen von seinen Zürcher Kunden) so beruhigende Auskunft gebt, danke ich Euch herzlich. Ich bitte Euch auch, wenn Ihr dort außerdem noch ehrliche und gottesfürchtige Männer wißt, die englisches Tuch kaufen, dann laßt mich ihre Namen wissen. Wenn sie mich bitten sollten, einige Ballen Tuch auf Kredit zu liefern, werde ich ihnen das nicht abschlagen. Dagegen habe ich nicht im Sinn, andern als den Zürchern und einigen Schaffhausern irgendeinen wesentlichen Betrag zu kreditieren. Wenn Ihr mir also diesen Gefallen tun wollt, werdet Ihr Euch sehr um mich verdient machen.“

Nebenbei erfährt Bullinger das Neueste über die rasch einander sich ablösenden Frauen des englischen Königs oder die ergötzliche Entlarvungsgeschichte eines wunderwirkenden Götzen. Wenn Richard Hilles aus Köln Geld schickte für flüchtige Landsleute, war das Bullinger höchst willkommen. Die Mittel der Kirche reichten lange nicht hin, um allen zu helfen, die Hilfe nötig hatten. Er beklagt sich über ihre Beschränktheit gegenüber Calvin und bittet ihn dringend, einen vereinbarten Genfer Kostenbeitrag zu zahlen, bittet zum zweiten und zum dritten Mal.

Ich erwähnte vorhin, daß Bullinger aus England die verschiedensten Nachrichten erhielt. Er erhielt sie auch anderswoher. In allen Himmelsgegenden hatte er Freunde und Bekannte, die ihm berichteten, was etwa reisende Kaufleute, Soldaten, amtliche Boten Neues erzählt hatten, und was ihnen von andern Freunden geschrieben worden war. Es kommt vor, daß eine wichtige Neuigkeit Bullinger von drei oder vier Seiten zugetragen wird, wobei Echtes und Hinzugedichtetes nicht leicht zu unterscheiden ist. Zur Psychologie des Gerüchts und der Zeugenaussage findet sich hier mancher Beitrag. Bullinger seinerseits gab seinen Freunden wiederum Kenntnis von diesen Dingen. Wie sich aus diesem Nachrichtendienst allmählich ein System entwickelte, das unserer Zeitung recht nahe

kam, das hat in schönster Weise Leo Weisz in seiner Schrift „Die Bullinger Zeitungen“ geschildert. Ich trete deshalb an dieser Stelle nicht näher darauf ein.

Amüsant und zugleich aufschlußreich für die Psychologie des Lesers ist unter diesen Nachrichten die Rubrik „Unglücksfälle und Verbrechen“. Etwas von der spätmittelalterlichen Lust am Grellen, am übersteigerten Kontrast, am Derben und Grausamen lebt darin weiter. Mitten unter kirchenpolitisch wichtigen Berichten vom Regensburger Reichstag erzählt Rudolf Gwalther:

„Hier wimmelt es von Zigeunern. Allerdings mindern sie jetzt, weil man ab und zu ein paar über die Brücke in die Donau wirft. Schon 16 sind so ertränkt worden, und man denkt, es werden weitere folgen.“

Myconius schickt aus Basel den folgenden hübschen Beitrag:

„Du weißt von Karlstadts Tod, aber nicht von seinem Dämon, der ihn ein Halbjahr lang vor seinem Tode quälte. Wenn er las, riß er ihm das Buch aus der Hand, oder schlug es ihm heftig zu; er versetzte ihn plötzlich aus seiner Studierstube in den Garten, er trug seine Zeddelsammlung aufs Häuschen, wo sie zum Glück gefunden und zurückgebracht wurde. Dann legte er sie neben der Ofentüre nieder, und Karlstadts Frau, nicht ahnend, was es war, warf sie ins Feuer und verbrannte sie. Am Tag vor seinem Tod erblickte er beim Predigen von der Kanzel aus den Dämon, wie er in der Kirche um die Bänke herum spazierte, und ärgerte sich, im Glauben, es wäre ein Mensch, der sich solches herausnahm. Denn vorn war die Gestalt weiß, hinten schwarz gewandet, weshalb er sie für einen Weibel hielt. Als er herabkam, fragte er Freunde, wer das wäre. Doch sie hatten niemand gesehen. Da erkannte er, daß es sein Dämon war und wurde ganz irr. Den nächsten Morgen legte er sich hin und starb am sechsten Tage. Sein Sohn erzählte: ‚Zu Zürich sah er seinen Dämon oft in Gestalt eines schwarzen Hundes.‘ Bitte schreib mir, was Du von dieser Heimsuchung denkst. Ich meinerseits denke nicht schlecht, nicht gut davon, sondern bitte Gott, daß er mich schütze vor solchem Übel.“

Verschiedene Berichte laufen ein über die Auffindung des Honoriusgrabes in Rom. Wenn am Comersee ein Haus im Wasser versinkt, wenn in Böhmen eine Silbergrube einstürzt, wenn in England ein kleiner Knabe unter schauerlichen Begleitumständen seinen Vater umbringt: alles ist wert, mitgeteilt zu werden und wird weitergegeben, oft mit Quellenangabe.

Daß ein System von Briefübermittlung, wie wir es hier aus Bullingers Briefen kennenlernen, seine Schattenseiten hat, liegt auf der Hand. Nicht immer stellt ein Reisender sich ein im Augenblick, wo ein Brief zur Beförderung bereit liegt; dann bleibt er liegen, und die Nachrichten ver-

alten leicht, ehe der Brief seinen Empfänger erreicht. Botengänger der Obrigkeit stehen nicht alle Tage zur Verfügung. Ist der Brief glücklich dem Überbringer anvertraut, kann es vorkommen, daß der seinen Reise-
weg ändert. Dann hängt es davon ab, ob er dort gerade einen andern findet, dem er den Brief zur Weiterbeförderung übergeben kann. In Aussicht genom-
mene Boten verspäten sich; oder sie kommen unerwartet früh, so daß man gezwungen ist, in aller Eile und nur das Nötigste zu schreiben. Selbst Blaurer, der ja in Konstanz nicht allzu weit von Bullinger entfernt war, klagt oft und bitter über alle diese Hindernisse.

Sicher sind zahlreiche Briefe unterwegs verlorengegangen. Daß es mit dem Briefgeheimnis nicht auf das beste bestellt war, läßt sich denken. Der Wunsch nach gänzlich sichern Boten ist groß. Es scheint oft der Bote selbst die ihm anvertrauten Briefe aufgemacht zu haben. War doch der Brief für ihn eine Quelle von Neuigkeiten, die er nur zu gerne für sich selber ausnutzte. Kurz und gut, die Botennot hat den Briefschreibern viel Aufregung und Enttäuschung bereitet. Wir müssen uns nur wundern, wie sie gleichwohl immer wieder Wege finden, ihrem Drang nach Mit-
teilung und Nachrichten Genüge zu tun.

Kehren wir indessen zu den Briefen zurück. Sie spiegeln im Ganzen weniger die Person des Verfassers als das Zeitganze. Sie sind voll Sub-
stanz, stofflich ungemein dicht. Dort, wo bei starken Persönlichkeiten die individuelle Färbung noch dazutritt, werden sie besonders reizvoll. Das ist vor allem der Fall, wo in regelmäßigem Wechsel Gedanken aus-
getauscht werden. Es sind räumlich und seelisch die Nächsten des Krei-
ses, auf die das zutrifft, und wo sich deshalb vielfältigere und feiner
nüancierte Porträts ergeben. Nur auf eines von ihnen möchte ich kurz
eingehen.

Zum engsten Kreise gehört Oswald Myconius in Basel. Er war ein stiller Gelehrter und frommer Mann, von lauterstem Wandel, dabei ein klarer und kluger Kopf. Eine wirkliche Freundschaft wird in diesem Briefwechsel sichtbar. Auf alles und jedes in Politik und Kirchenleben, in der Eidgenossenschaft und draußen hielten sie ihr Auge gerichtet und besprachen sich darüber. Das erste und letzte aber blieb ihnen die Rein-
heit der Verkündigung, im Kampf gegen Rom, gegen die Täufer, gegen Luther. Und gerade von daher kam es zur einzigen wirklichen Trübung ihrer Freundschaft. Myconius, der aus innerstem Verlangen nach Frieden strebte, neigte dazu, sich mit Bucer und über ihn mit Luther zu ver-
söhnen. Diese Friedenssehnsucht wurde dem härteren Bullinger verdäch-

tig, und ihre Freundschaft erhielt einen heftigen Stoß: Bullinger rief die Zürcher Studenten aus des Myconius Haus zurück, er fürchtete Verführung, und die Reinheit der Lehre kam ihm vor der Freundschaft.

Nehmen Sie nun alles zusammen: die Fülle der Substanz, die Vielfalt der Beleuchtung, die Kraft und den Reichtum einzelner großer Gestalten, dann wird Ihnen deutlich, was für einen Schatz an Zeugnissen zur Geschichte des Menschen im 16. Jahrhundert wir in diesen Briefen besitzen.

* * *

Im folgenden möchte ich nun einige Briefe im Zusammenhang zum Worte kommen lassen. Zu diesem Zwecke mußte ich bestimmte Stellen aus dem jeweiligen Briefganzen herauschälen und zusammenrücken. Dadurch kommt eine Verschiebung der Perspektive zustande, eine Art Dramatisierung, die mir gar nicht erwünscht ist. Aber sie ist unvermeidlich. Bitte berücksichtigen Sie diesen Umstand und denken Sie sich diese Stellen immer eingebettet in eine Fülle von andern Mitteilungen, und zeitlich teilweise durch Monate oder Jahre voneinander getrennt. Wo Sie nicht das Deutsch des 16. Jahrhunderts hören, sind die Briefe, wie schon die bisher zitierten, von mir aus dem Lateinischen übersetzt.

Mit der ersten Reihe knüpfe ich unmittelbar an die Ausführungen von Herrn Professor Dr. Oskar Farner über Zwinglis Pesterlebnis an. Er hat uns geschildert, wie die Pest vom Rhein her in die Schweiz einbrach und sich hier verbreitete: Straßburg, Basel, Zürich und Konstanz sind ihre wichtigsten Stationen. Durch Jahre hindurch wiederholen sich diese Einbrüche, bald gelinder, bald heftiger.

1538 überfiel die Pest Basel. Dort lebte damals im Hause von Oswald Myconius der Zürcher Student Rudolf Gwalther. Im Sommer bat Bullinger seinen Freund um Aufnahme eines andern jungen Zürchers. Myconius antwortet ihm am 7. Juli 1538:

„Den jungen Mann hier bei mir aufzunehmen, schlage ich Dir nicht ab. Aber ich weiß nicht, wie sicher gegenwärtig in Basel zu leben ist, besonders jetzt im Sommer. Die Pest fängt an, sich zu rühren, weswegen ich diejenigen lieber ferner wüßte, die ich um mich habe. Gewisse Leute fliehen, zum Teil auch die Studenten. Wer fern ist, wird nicht gerne zu uns kommen. Doch tue nur, was Dir das beste scheint.“

Im September wird die Lage bedrohlich. Gwalther schreibt darüber:

„Die Pest wird stärker von Tag zu Tag und fährt hierhin und dorthin durch alle Quartiere der Stadt. Ich hoffe nur, des Winters Anfang werde ihre Kraft brechen.“

14 Tage später meldet er weiter:

„Der Wechsel der Dinge und die verpestete Luft hier treiben mich fort, so daß ich Euren Rat jetzt dringend brauche. Vor wenig Tagen schrieb ich Euch und erwähnte die Pest. Seither ist ihre Wut so geschwollen, daß ihre damalige Kraft nichts scheint mit der heutigen verglichen. Damals verheerte sie nur ein paar Quartiere. Jetzt aber hat sie ihre Arme über die ganze Stadt hin ausgestreckt und fängt jetzt auch um des Herrn Myconius Haus zu wüten an. Darum sinnen die meisten Studenten auf Flucht und rüsten sich. Viele verziehen sich in ihre Heimat, andere fahren nach Straßburg, einige wollen nach Zürich. Ich erbitte Euren Rat, ob ich nach Straßburg gehen soll. Auch Georg Grebel denkt an Wegzug. Wenn die Pest so weiterwütet, wie sie angefangen, wird die Basler Schule bald ganz verwaist sein.“

Wieder vier Wochen später berichtet Gwalther:

„Gerne schriebe ich Euch mehr, liebster Meister. Aber das Drängen der Schiffsleute treibt mich zur Eile. Die ganze Schule mitsamt ihren Lehrern zieht aus nach Mülhausen. Ich mache mich auf den Rat von Herrn Grynäus nach Straßburg auf. Eben komme ich vom Hafen, wo ich ein Schiff suchte; es rüstet zu rascher Abfahrt. Die nähere Ursache meiner Flucht erklärt Euch Stephan. Ihrer zwei liegen nämlich im Hause an der Pest darnieder. Lebt wohl, verehrter Vater, und grüßt Eure ganze Familie auf das freundlichste von mir.“

Viel schlimmer als im Jahre 1538 trat die Seuche drei Jahre später auf, vom Frühjahr 1541 bis in den Herbst 1542. Im Frühjahr forderte sie in Straßburg Opfer, im Sommer aber griff sie in Basel um sich.

Am 27. Juli schreibt Myconius an Bullinger:

„Grynäus liegt auf den Tod krank. Bete für ihn mit allen den Deinigen.“

Bullinger meldet diese Schreckensbotschaft weiter an Joachim Vadian in St. Gallen am 1. August:

„Eigentlich habe ich Euch nichts zu schreiben, nur die traurige Nachricht, die ich gestern erhielt: unser bester Herr Grynäus siecht an der Pest dahin. Etliche sagen, der Herr habe ihn schon hinweggenommen. Myconius hat einen traurigen und verzweifelten Brief geschrieben. Und ich weiß die zwei Tage her nicht was tun vor Kummer. Es sind wenige übrig, die ich mehr liebte, als gerade diesen. Denn in ihm ist Bildung mit Menschlichkeit und tiefer Frömmigkeit verschmolzen. Unglückselige Sterne stehen über uns dieses Jahr.“

Am 8. August kommt die Nachricht von Myconius:

„Was soll ich schreiben? Ich bin außer mir. Was habe ich Tränen vergossen, und niemand ist, der mich tröstet. Unser Grynäus ist hinübergegangen! Ich weiß nicht weiter!“

In der gleichen Zeit hat die Krankheit offenbar nach Schaffhausen übergegriffen, denn von dort wendet sich der Pfarrer Simpert Vogt an Bullinger um Rat am 10. September:

„Heute, da der Herr unsere Kirche mit Pestilenz heimsucht, und manche darnach trachten, sich der Zuchtrute Gottes durch Flucht zu entziehen, bitte ich Euch, daß Ihr mir Eure Meinung darüber schreibt, ob es einem Christen erlaubt ist, sein Heil in der Flucht vor der Pest zu suchen, unbeschadet der brüderlichen Liebe und Treue. Es sind da nämlich welche, die glauben, man dürfe Gott darin nicht versuchen, sondern solle zur Flucht oder zu andern Heilmitteln greifen, die uns Gott gegeben. Aber andere halten dafür, und zu ihnen gehöre ich, daß unserem Leben vom gütigen Vater das Ziel vorbestimmt ist, und daß kein Haar ohne seinen Willen von unserem Haupte fällt. Darum sei es einem Christen nie und nimmer erlaubt zu fliehen. Um so weniger, wenn die Öffentlichkeit seine Hilfe und seine Stimme braucht, oder wenn er mit seiner Flucht die Mitbürger kränkt und erschreckt, da doch die Bürgerpflicht alle untereinander so verbindet, daß sie Heil und Unheil, Liebes und Leides einmütig miteinander tragen sollen. Wir haben Luthers Schrift darüber gelesen, aber sie hat unserm Sinne nicht genug getan. Darum bitte ich Euch, bei Eurer Liebe zur Kirche Christi, eröffnet mir Eure Meinung darüber, damit ich entweder, eines bessern belehrt, beizeiten meinen Sinn ändere, oder, falls Ihr mit mir einig seid — mit mehr Mut diese Meinung vor der Kirche vertreten kann.“

Wie stand es nun in Zürich selbst? Schon im Sommer 1540 schreibt Bullinger kurz an Vadian:

„Die Pest beginnt ihre Kräfte wieder zu sammeln und ist im Niederdorf offen ausgebrochen. Wir wollen warten, was der Herr mit uns vor hat. Ein Schwindel und ein fast lähmender Schmerz martern meinen Kopf und ermatten meinen Leib so, daß ich tagelang für mich und andere nicht nur unnütz, sondern geradezu eine Last geworden bin. Ich habe meine Arbeit ganz und gar liegen lassen. Der Herr gebe mir meine alte Gesundheit wieder!“

Vom Oktober 1541 haben wir einen weitem Bericht von ihm:

„Bis jetzt lebe ich noch, Gott sei Dank. Und auch meine Familie lebt und alle unsere Diener am Herrn mit ihren Familien. Inzwischen hat die Seuche nicht nachgelassen, sondern trifft viele arg genug, wenn auch im Verhältnis zur Größe der Stadt und der Bevölkerung eigentlich nicht von einem Wüten die Rede sein kann. Es sterben in der Woche einmal 30, einmal 20, einmal 40, und sie sterben alle fest im Glauben und frommen Sinns, so daß die Umstehenden Gott loben und sich von Tag zu Tag weniger fürchten.

Ich kann nur melden, daß beim gegenwärtigen Vollmond die Seuche heftiger geworden ist. Nicht daß ich den Gestirnen etwas zuschriebe im Leben noch im Tode, sondern daß Gott, der alles wirkt, zu seiner Zeit auch Sterne und andere Dinge gebraucht, nach seinem ewig guten und gerechten

Willen. Wir hören aus Straßburg, daß auch Jakobus Bedrot, der ausgezeichnete und fromme Mann, gestorben ist. Gott erbarme sich unser!“

Im Frühjahr 1542 packt die Seuche Bullinger selbst. Aber er kommt davon, und erst aus den Freundesbriefen der Genesungszeit erfahren wir davon. Myconius schreibt ihm am 28. April 1542:

„Ich bin trauriger, als ich je sagen kann, über Dich und Leo und alle andern. Von Dir wußte ich lange nicht, daß Du mit betroffen warst, wahrscheinlich, weil niemand gerne mich ängstigen wollte, der ich sonst schon durch den Gang der Welt so tief beängstigt bin. Aber hab Dank, daß Du mir Deine Genesung gemeldet hast. Ich bitte Gott mit unsern Brüdern, daß er Dich vor allen und ganz genesen läßt, wie es diese Zeit verlangt. Den Theodor aber, wenn ich an Deiner Stelle wäre, würde ich zwingen, daß er besser für seine Gesundheit sorgt. Was hilft es denn, wenn er sich in der Arbeit verzehrt? Auch Dich mahne ich, daß Du sorgfältiger zu Dir siehst, der armen Kirche wegen, die noch so gänzlich unerfahren ist. Wenn Du zum Herrn eingegest, wer sollte Dir nachfolgen? Gewiß habt Ihr Leute von Geist, das bestreite ich nicht, aber von so materiellem Sinn, daß ich nicht sehe, wie sie sich in solchen Stürmen des Geistes behaupten könnten. Gott schütze Dich immerdar, amen!“

An Bullinger ging der Tod vorbei. Seinen Mitbruder und Freund Leo Jud aber hielt er fest. Bullinger schreibt darüber am 19. Juli 1542 an Vadian:

„Leo, unser liebster Bruder im Herrn, ist am 19. Juni kurz nach ein Uhr mittags, selig im Herrn entschlafen, zum großen Schmerz aller Frommen. Denn unsere Kirche hat mit diesem Mann ein unschätzbares Gut verloren. Ich fühle, ein gut Stück meines eigenen Seins ist mir mit dem Tod des geliebtesten Bruders entrissen. Und ich wüßte es nicht zu tragen, wäre nicht Trost in der Hoffnung auf das künftige Leben und die Auferstehung der Toten. Auch der gelehrte und fromme Theodor Bibliander liegt noch krank und leidet sehr. Gott schenke ihn uns wieder und häufe nicht Jammer auf Jammer.“

Leo Jud blieb nicht das letzte Opfer der Seuche unter den Freunden. Ihr erlag auch Wolfgang Capito in Straßburg und in Konstanz Johannes Zwick, von dem Ambrosius Blaurer kurz zuvor an Bullinger geschrieben hatte: „Es ist nicht zu sagen, was unsere Kirche verlöre, wenn dieses für Gott glühende Herz uns genommen würde.“

Es ist schon so, wie Calvin Ende 1542 an Bullinger schreibt: „Die beiden Jahre der Pest, 1541 und 42, waren schwer für die helvetischen Kirchen.“ Groß waren die Lücken, die sie in die Reihen der Freunde riß, und

begreiflich ist die Not und die Angst um die evangelische Sache, die aus solchen Briefen immer wieder spricht.

* * *

Die zweite Briefreihe erzählt von einem politischen Ereignis, das sich im Winter 1533/34 abspielte.* Die Zürcher grollten den Bernern, weil sie sich bei Kappel von ihnen im Stich gelassen fühlten. Sie mühten sich, mit den Ländern, den Siegern von Kappel, in ein erträgliches Verhältnis zu kommen. Das wurde ihnen von Bern und Basel verdacht, welche argwöhnten, daß Zürich unter dem Druck der Niederlage zum alten Glauben zurückkehren wolle. Basel versuchte, Zürich mit Bern auszusöhnen und schickte deshalb eine Gesandtschaft erst nach Bern und dann nach Zürich. Aus den Briefen von Bullinger und Myconius erfahren wir, wie die Geistlichkeit sich für diese politische Sache einsetzte, wie sie den Boden abtastete und die Gesandtschaft vorbereitete. In den ersten Briefen besprechen Bullinger und Myconius die Lage in Zürich:

4. Dezember 1533. Bullinger an Myconius.

„In solchen Ängsten schweben wir. Ich sehe, bald ist es aus mit der Eidgenossenschaft; wir sind zum längsten Troer gewesen. Ich fürchte, die Zeit des Gerichts ist da, Gott rüstet, alle Anschläge sind umsonst. Aber wir dürfen nicht einhalten, müssen alles für unser Land versuchen, am meisten mit Bitten zu Gott, ob er nicht vielleicht in unsern Tagen wie einstmals Frieden stiften will.“

12. Dezember 1533. Bullinger an Myconius.

„Gott erhalte seine Kirche, Ich sehe, welches Unwetter ihr droht, ich sehe die Rotte der Gottlosen zunehmen, ich sehe die kindliche Leichtgläubigkeit und Sicherheit und die nach rückwärts gewendete Nachlässigkeit der Unsern, welche die Gemüter bestrickt, so sehr bestrickt, daß sie trotz aller Warnung, Aufrüttelung, allem Antrieb nicht aus ihrer Schlagsucht erwachen wollen. Ich fürchte mich in der Tat, ich fürchte, daß Gott einmal diese Verachtung gegen das Wort und seine Diener rächen wird. Ich schäme mich für die Unsern. Gott erbarme sich unser um seines Namens willen.“

20. Dezember 1533. Myconius an Bullinger.

„Wie ich Dir kürzlich schrieb, waren unsere Gesandten in Bern. Sie sind auch gerüstet, zu Euch zu kommen, wenn sie etwas zum Nutzen von Gottes Wort und uns allen ausrichten können. Es wird der zweite Bürgermeister nach Zürich kommen, und zwar am Samstag oder Sonntag nach Weihnachten

* Vgl. B. VII, S. 504 ff. 1942, Nr. 2.

und wird in dieser Sache der Versöhnung nach besten Kräften handeln. Möge es ausgehen zu Gottes Lob und Nutzen des Evangeliums.

Der Grund aber, warum ich Dir diesen Boten sende, ist dieser: Da durch Gottes Ratschluß fast alle, die jenem vertraut und befreundet waren, umgekommen sind, weiß er nicht, zu wem er zuerst gehen soll, mit wem er verhandeln, wem er vertrauen soll, wie die Sache an die Hand nehmen, damit sie das erhoffte Ende findet. Dir wird es obliegen, alles dieses so vorzubereiten, daß bei seiner Ankunft welche da sind, die Du als bewährte und verschwiegene Leute kennst, bis es an der Zeit sein wird, öffentlich hervorzutreten. Sage darum denen, die Du ins Vertrauen ziehst, alles, was wir beabsichtigen; andern gegenüber schweige aber still. Sorge Du nach Deiner Umsicht dafür, je nach Umständen und so, daß alles geheim bleibt. Richte alles so ein, daß unser Mann, wenn er dorthin kommt, Deine Fürsorge spürt und wir uns alle zugleich freuen können, wenn dabei herauskommt, was wir hoffen.“

22. Dezember 1533. Bullinger an Myconius.

„Dein Schreiben, geliebter Herr und Bruder, hat mich über die Maßen erfreut. Gott möge es zu gutem Ende bringen. Was ich dazu tun kann, will ich wahrlich nicht sparen.

Da Du nun begehrt, daß ich Dir anzeige, wem von den Unsern die Sache anzuvertrauen sei und mit wem Dein Gesandter im stillen sprechen könnte, so erfahre denn, was ich vorschlage. Wenn der Handel allein das Evangelium anginge und daß man fest dabei gegen alle Anfechtung bleibe, so wäre es leicht; ich könnte Dein viele nennen. Da aber die Sache auch die Berner angeht, so wird es etwas schwieriger sein und wohl zu überlegen, wer sich wem vertraut. Denn zum ersten haben wir Leute, die dem Evangelium nicht gut gesinnt sind. Sie dürfen es sich aber nicht merken lassen. Sie sorgen sich, wenn wiederum Eintracht unter uns geschaffen werden soll. Wenn sie also diese Sache merken, werden sie sich sperren und wehren: nicht daß sie etwa wider Gottes Wort sein möchten, wie sie dann sagen, sondern sie schieben es alles auf die Berner. So verdrehen sie die Sachlage, damit sie leichteres Spiel haben. Sie werden sagen: was wollen wir uns unterstehen, mit jenen zusammen das Evangelium zu erhalten, die uns im letzten Krieg fast um das Evangelium, dazu um Leib und Gut gebracht haben. Das alles ist noch in frischem Gedächtnis und zum Teil nur allzusehr wahr.

So wollen wir denn andere Leute ins Auge fassen. Der Herr Walder läßt sich nie eine Sache zuviel auf. Der Herr Röist will dem Evangelium wohl, aber Bern ist ihm sehr zuwider. Wie die Feinde damals gegen Horgen zu zogen und anhuben, dem See entlang zu rauben, entgegen der Zusage der Schiedsleute, und die Banner von Zürich bei Nacht aufbrachen und mit Jammer gegen Horgen zogen, um das Ihre zu retten, da wurde Herr Röist nach Bremgarten zu den Bernern gesandt, die dort noch mit ihrer ungeschwächten Macht lagen. Dort bat er sie und ermahnte sie um Gottes willen und um des Glaubens, der Bündnisse, des Burgrechts, um ihrer Frauen und Kinder

willen, daß sie dessen gedenken sollten, was zu Murten und an andern Orten Zürich für Bern getan und daß sie jetzt nach Zürich ziehen, sich in ihre Häuser legen, ihr Brot essen und ihren Wein trinken sollten; dann wollten sie, die Zürcher, draußen bleiben und sich dem Feind entgegenstellen. Das redete der Herr Röist mit solchem Ernst, daß er zuletzt vor ihnen zu weinen anfang und andere mit ihm. Das half alles gar nichts, denn die Berner wollten weder raten noch helfen, sondern sprachen, sie wären weise und witzig genug, sie hätten angefangen, und könnten's nun wohl selbst zu Ende bringen. Das aber, sagt Herr Röist, werde er ihnen sein Leben lang nie vergessen. Das ist ja bei allen den Unsern der wunde Punkt.

Meister Ochser ist gut gesinnt, aber alt und kindisch. Desgleichen Meister Binder. Aber ihnen kann man trauen. Meister Haab ist redlich, hat aber seinen Bruder verloren. Die Werdmüller haben einen Sohn verloren, und Meister Thumisen den Vater und zwei Brüder, so daß sie auch unverzüglich sind. Im ganzen: dieweil der Handel so bei uns bestellt ist, so dünkte mich am besten, wenn Dein Bote herkäme und ginge allein zu Herrn Röist, der sein Bürgermeisteramt zu Johannis antritt, und ginge ihn darum an, daß er sein Bestes täte und Räte und Bürgerschaft versammelte, damit er dort seine Meinung mit allem Ernst darlegen könne.

Inzwischen bereite ich die Leute hier vor, ich will auch zu Herrn Röist gehen. Aber keiner darf wissen, daß ich irgendwie in diesem Spiele bin.“

Die Verhandlungen der Gesandtschaft laufen nicht ab wie erwartet. Die Zürcher ergreifen die Hand Basels nicht. Bullinger beeilt sich, Myconius darüber zu berichten. Man spürt seinen Worten die eigene Enttäuschung an, doch bemüht er sich, seinen Freund und mit ihm Basel zu weiteren Anstrengungen zu ermutigen.

31. Dezember 1533. Bullinger an Myconius.

„Wenn auch Euerem Bürgermeister, diesem frommen und vorsichtigen Mann, unsere Antwort nicht in allen Teilen zusagt, so sollt Ihr doch nicht verzweifeln. Denn jetzt eben muß man eine stete Hand anlegen. Lasset Ihr nach, dann bringt Ihr Euch und uns Unheil. Darum mahne die Deinen, daß sie unentwegt weiter gehen. Unsere Antwort lautete: ‚Wenn die Berner etwas Unrechtes in unserm Unglück gegen uns geübt, müssen wir das Gott befehlen; wir haben keinen Unwillen gegen sie, halten sie für getreue liebe Eidgenossen. Sofern sie oder Basel etwas auf der Badener Tagsatzung vorbringen wollten, werde man es freundlich anhören und weiter behandeln. Wenn aber nicht, werde man auch schweigen, das wurde unter allgemeiner Zustimmung beschlossen. Du siehst, der Grund zur Eintracht ist gelegt, wenn nur Ihr nicht nachlasset und die Berner nicht fortfahren, Berner zu sein, d. h. hochfahrend und rücksichtslos.“

Die letzten Briefe lassen uns erkennen, wie Zürichs kühle Zurückhaltung in Basel aufgenommen wird.

8. Januar 1534. Myconius an Bullinger.

„Noch nie war ich so über die Euren verzweifelt, wie ich es jetzt bin, mein liebster Bullinger, nachdem den Unsern, die so Gutes erstrebten, so begegnet worden ist. Ein lügenhafter und überheblicher Geist geht in jenen um, von welchen solche Antwort stammt. Ich sehe den Grund: die Zahl der Gottlosen nimmt zu unter den Führern des Volkes. Ich fürchte, es ist wahr, was einer aus Solothurn kürzlich sagte: es ist nahe daran, daß die Ketzerei alles zugrunde richtet; zwei Städte nur bleiben, Bern und Basel, denn Zürich hat sich den Ländern ausgeliefert. Oder kann ich mich des Verdachts enthalten, wenn ich höre, was sie getan? Ich will nicht auf Einzelnes eingehen, im ganzen nur sage ich: ich sehe nichts Gutes und nichts Frommes in der ganzen Antwort. Wenn es Euch nicht um der Länder willen gekränkt hat, warum habt Ihr die Bemühungen um eine Versöhnung mißachtet? Ich weiß, Ihr fürchtet die Länder; Ihr wollt nicht, daß sie sagen: jetzt schließen sie Freundschaft mit jenen, die sie in der höchsten Not so übel im Stich gelassen haben. Gehört sich das für Euch den Ländern gegenüber, welche die Euren erschlugen, Euer Gut raubten, den Namen Zürichs mit ewiger Schande bedeckten? Wie? Gehörte es sich nicht den Brüdern gegenüber, die jetzt die Versöhnung suchen, wenn sie Euch auch zuvor verletzt haben?

Rudolf, der andere Gesandte, hat an den Rat berichtet; denn der Bürgermeister, der am Fuß erkrankt ist, geht nicht aus. Mein Gott, was für eine Verzweiflung gab es da über Euch. Was für Aussichten für die Pöpstler. Wir sehen, sagen diese, was Gutes Gott und seine Heiligen wirken durch die Länder, diese frommen und christlichen Leute; was sie auch wollen, gelingt ihnen. Für Zürich fehlt nur noch, daß es die Gelegenheit ergreift, in die Kirche zurückzukehren. Bis jetzt fürchten sie das Volk; denn der Rat ist schon gewonnen; aber bald wird es sich geben, daß auch es seinen Sinn ändert. Wie tut es weh, bester Bullinger, das von den Deinen zu hören. Glaub mir, es tut so weh, daß ich nicht weiterschreiben kann; Du siehst meine Verwirrung. Was soll ich sagen? Fürwahr, Euer Haupt ist krank; hilf, was an Dir ist, damit es geheilt wird. Ruf Gott ohne Unterlaß zu Hilfe, und vertraue Dich niemandem von denen, über die Du bis jetzt allzu mild gedacht hast. Gehe Tag und Nacht mit Dir und andern zu Rate, wie das Haupt zu heilen ist. Denn wenn Du kein Mittel weißt, dann ist's um es geschehen.“

22. Januar 1534. Bullinger an Myconius.

„Was soll ich schreiben, lieber Bruder, wenn ich sehe, wie Du ganz und gar an uns verzweifelt, wie Du von unserem Abfall zu tief überzeugt bist, als daß es mit irgendeinem Brief widerlegt werden könnte? Ich hatte gehofft, daß der Versöhnungsversuch, der so glücklich begonnen hatte, glücklich von Euch durchgeführt würde, sofern die Berner ihre Geneigtheit gegen die Unsern durch eine Gesandtschaft oder brieflich bezeugen würden, was bei uns alle Frommen hofften. Jetzt aber schließe ich aus Deinem bitteren Briefe,

alle Hoffnungen in dieser Sache seien zu Asche geworden. Nun wohl, Gottes Wille geschehe.“

12. Februar 1534. Myconius an Bullinger.

„Ich habe kein Exemplar des letzten Briefes, den ich Dir schrieb, so daß ich zweifle, ob ich wirklich so bitter geschrieben habe, wie Du sagst. Das weiß ich, daß ich schrieb, die Unsern seien noch nie so verzweifelt gewesen über Euch, als da sie Eure Antwort gelesen und gehört hatten. Sie hatten etwas ganz anderes erwartet, nachdem sie eine so ehrenvolle Delegation zu Euch geschickt. Wenn Ihr schon nicht bitten wolltet, wäre doch an Euch gewesen, eine Handhabe zu bieten zu einem Gespräch über die Aussöhnung, was auch Du nicht bestreiten wirst. Es haben sich die Unsern, ich glaube, genug bemüht. Ich sehe auch, daß die Berner Angst haben, wenn sie selbst etwas unternehmen, würden sie eine Antwort empfangen, welche die Zwietracht eher mehrte als minderte.

In diesen Tagen schrieb mir ein bedeutender und gelehrter Mann. Er klagt wie ich, daß Ihr die Freundschaft jener ausschlagt, die mit Euch den gleichen Gott, den gleichen Christus, dasselbe Wort und dieselben Bräuche haben; vor den andern aber fürchtet und scheut Ihr Euch, die Euch fast alles genommen haben. Ich sag' es offen heraus, daß sie, die sich der Versöhnung in den Weg stellen, sie, die schuld sind, daß Ihr Euch nicht mit aller Kraft ihr zuwendet, damit sie zustande komme, daß sie überhaupt nicht zu den Frommen gehören; lieber ist ihnen nämlich der Gottlose oder der Freche, als der Gott des Friedens und der Eintracht.

Damit ich aber auf Eure ewige Furcht komme, weil Dich dies vielleicht bewegt, so höre, woher sie stammt. Ich weiß von Euren Ratsherren einen, der sich durch Frömmigkeit auszeichnet, der mit folgenden Worten zu einem Biedermanne sprach, als der ihn fragte, was für ein Ende er von Eurer Sache erwartete: „Das steht fest, daß wir Zürcher zu fünf Malen schon mit jenen Ländern aneinandergeraten sind und immer ohne Glück, daher Alte und Junge des Sinnes sind, daß wir niemals wieder mit ihnen siegreich auseinanderkommen. Deswegen der Schrecken, so oft nur ein Wort über einen Krieg mit ihnen fällt. Darum glaube ich, daß wir in Ewigkeit nie mehr mit ihnen Krieg anfangen, mag dabei herauskommen, was will.“

Ermiß, was das heißt. Wenn ich solches von Gutgesinnten höre, was glaubst Du, ist noch zu hoffen von Euch? Und darum können mich, wie Du schreibst, alle Briefe nicht vor der Verzweiflung über Euch bewahren. Doch wenn auch auf Euren Rat, solange er so bleibt, keine Hoffnung ist, wie hoffte ich nicht, daß Gott als der Schirmer seines Wortes nicht nur bei uns, sondern überall ist.“

Damit verschwindet diese Angelegenheit aus den Briefen der Freunde.

* * *

Die Briefe, die Sie nun zum Schluß hören, spielen zwischen Bullinger, Martin Bucer in Straßburg und Philipp Melanchthon in Wittenberg.

Es dreht sich um die Einigung der Kirche Luthers mit der Kirche Zwinglis. Bucer strengte sich unsäglich an, diese Einigung, die Konkordie, herbeizuführen. Trotz aller Anstrengung gelang sie ihm nicht. Das lag am unbeugsamen Sinn zu beiden Seiten, besonders aber auf derjenigen Luthers.

Schon ein Brief Bucers an Bullinger aus dem Jahre 1534 umreißt die Frage in aller Schärfe. Er schreibt:

„Was Luther angeht, sehe ich, wie deutlich Gott ihn bis heute zu seinem Ruhme gebraucht hat und noch braucht, um das zu verkünden, wovon alles abhängt: ‚Christus allein ist unser Retter und außer ihm ist kein Heil.‘ Zugleich aber sehe ich die unerträgliche Heftigkeit, mit der er gegen alle wütet und ausschlägt, die nicht etwa bloß anderer Meinung sind, sondern von welchen er nur annimmt, sie seien es. Und so kränkt er die Frömmsten, und die der Kirche Christi am besten gedient haben. Aber was soll ich tun? Soll ich ihn verwerfen? Wenn doch Gott, der weit besser weiß als ich, wie schlimm diese Maßlosigkeit ist, ihn unzweifelhaft braucht zu seiner Verkündigung. Soll ich den fallen lassen, den Gott eines so bedeutsamen Amtes in der Kirche gewürdigt hat? Liegt es aber nicht an mir, ihn zu verwerfen, so muß ich suchen, seine Schwäche zu mildern, zu verbergen, seine Stärke aber mit allem Eifer zu verteidigen, zu verkünden. Was nützen wir dem Reiche Gottes mit Streiten? Darum meine ich, wir sollen schlucken, wie viel Gott immer dem Luther Gewalt gibt, wie gegen Könige, Fürsten und alle Welt, so auch gegen uns.“

Es zeigt sich in den folgenden Jahren, daß Bucers Auffassung der Lage den Brüdern im helvetischen Lager zu viel zumutete. Bullinger drückt sich darüber einmal sehr deutlich aus, im März 1539:

„Wenn die Bedingungen einer Konkordie so viel vermögen sollten, daß keiner mehr für die Wahrheit und gegen Luther den Mund aufmachen darf, da doch Luther ein Mensch und kein Gott ist, dann Schluß mit dieser Konkordie. Ich betrachte Luther als Menschen, der irren und getäuscht werden kann, den man auf seinen Irrtum hinweisen darf. Ich will nichts von denen wissen, die aus ihm einen neuen Herzensschrein für uns machen wollen.“

Im Jahre 1543 spitzte sich die Situation zu. Es wurde für die Konkordienfreunde immer schwerer, die Spannung auszugleichen. Drastisch weist Bucer in einem Brief an Blaurer darauf hin, am 2. Oktober 1543:

„Ich möchte nur, daß Bullinger nicht in allen seinen Schriften den unglückseligen Streit um die Eucharistie wieder aufnimmt, wenn es nicht nötig ist. Nur mit Mühe halten Melanchthon und andere Luther zurück, daß er ihn nicht angreift. Denn es gibt um den alten Mann, der uns doch so teuer ist, genug der hitzigen Brandstifter.“

Die Spannung wuchs und entlud sich noch im gleichen Monat. Bulinger schreibt an Bucer:

„Es schmerzt mich tief, daß Luther, der alte Mann, bis heute so streitsüchtig ist, vor allem gegen die Diener am Worte des Herrn. Es gibt so viel andere Feinde. Wenn er denn streiten muß, wie er glaubt, mag er doch sie angreifen und nicht das Schwert ziehen gegen Freunde und Genossen. Er denke daran, daß Bruderzwist am bittersten und hartnäckigsten ist. Über vieles sind wir bis heute weggegangen um des Friedens und Heiles der Kirche willen, vieles haben wir dem Manne verziehen, vieles geduldig geschluckt um Christi willen und damit wir den Schwachen kein Ärgernis geben. Er aber übertrifft sich in seiner Wut, überhäuft uns mit Schimpf und Schande und gibt sich alle Mühe, unsere Geduld zu brechen. Ich will Dir sagen, was er vor einigen Tagen getan: Froschauer hat ihm in Einfalt und Freundlichkeit die Bibel geschenkt, die er gedruckt und die wir vorbereitet haben. Luther hat mit eigenhändigem Brief gedankt und dazu folgendes geschrieben:

„Erbar, fürsichtiger guter, fründ, ich hab die bibel, so ihr habt mir durch unser buechfürer zugeschickt und geschenkt, und iwerhalben weiß ichs üch guten dank. Aber will es ein erbet ist über prediger, mit welichen ich noch die kirchen gottes keine gemeinschaft haben kann, ists mir leid, daß sy so fast söllend umbsonst arbeiten und doch darzu verloren sin. Sy sind gnugsam vermanet, daß sy söltend von ihero irrthumb abstehn und die armen lüt nid so jämmerlich mit sich zur hellen führen. Aber da hilft kein vermanung, müssen sy fahren lassen. Darumb dürft ir mir nücht mehr schicken oder schänken, was sy machend oder arbeiten. Ich will irs verdamnus und lesterlicher lehre mich nicht teilhaftig, sunder unschuldig wüssen, wider sy bätten und leeren bis an myn ende. Gott bekehre doch etliche und hälfe den armen kirchen, daß sy sölicher valschen, verführischen prediger einmal los werdend, amen. Wie wol sy des alles lachen, aber einmol weinen werden, wenn sy zwingels gericht, dem sy folgen, auch finden werdend. Gott behüte üch und alle unschuldige herzen für irem gift, amen. frytag nach augustini 1543.“

„Du siehst, wie wenig Maß dieser Mann hat. Hätte er über offensichtlich Gottlose ärger herfallen können? Wo bleibt nun da der Friede mit Luther, an den Du so viel Mühe gewendet hast? Gott verzeihe ihm diese große Sünde und heile die schwärende Wunde. Wir fürchten, sie wird sonst tödlich sein, nicht für uns, sondern für ihn selbst.“

Bucer antwortet darauf auch diesmal getreu seinen Leitgedanken:

„Über Luthers Brief bin ich tief betrübt wie nur einer. Es ist doch unserer Lehre gänzlich zuwider, wenn sich die Diener der Kirche Christi nicht in fester Liebe umfassen. Aber nun, da wir für Christus und seine Kirche alles sein, alles tun, alles leiden wollen, wie es uns aufgetragen, und weil Geschehenes nicht ungeschehen gemacht werden kann, und weil schließlich die Wunde, die im geheimen empfangen, nur schwerer heilt, wenn man sie ans Licht zieht, deshalb bitte und beschwöre ich Euch bei Herrn Jesus, dem

Haupt von uns allen, bei der Kirche selbst, die jetzt überall so gefährlich leidet: unterdrückt diesen Brief, so gut Ihr könnt.“

Bullingers Brief vom 8. Dezember zeigt, ob und wie weit er geneigt ist, nachzugeben. Er schreibt:

„Der heftige Brief von Luther schmerzt alle frommen und gerechten Brüder nicht weniger als Dich. Aber fürchte nicht, daß der kaum erloschene Streit durch unsere Hitzigkeit neu entfacht wird. Solange Luther nicht in öffentlicher Schrift uns kränkt, oder uns so angreift, daß wir ohne Schaden an der Wahrheit und am reinen Bekenntnis das Unrecht nicht mehr mit Schweigen zudecken können, werden wir den Kampf nimmermehr aufnehmen. Du aber sieh zu, liebster Bucer, daß wir nicht, wenn wir alle schweigen, alles verbergen, und ihm alles durchlassen, uns ernstlich am Herrn und an unserm Amt versündigen. Ich fürchte nach allem, was bisher geschehen ist, daß dieser Mann der Kirche einmal noch großen Schaden zufügt. Sage Melanchthon, er soll wachen, damit Luther nicht die gute Sache immerfort mit seiner gewohnten Schmähsucht und Bitterkeit und einem Schwall grober Worte entstellt. Einem Theologen wie ihm ziemt Bescheidenheit, Frömmigkeit und Ernst. Das Beispiel seiner vorschnellen Rederei greift um sich und hat heute viele Diener der Kirche angesteckt, die so das Reich des Antichrist mehren. Dessen Anhänger schreien darüber, daß die Prediger der Evangelischen nicht Verkünder des Evangeliums, sondern satirische, schmähstüchtige Possenreißer seien. Wir alle müssen uns darum anstrengen, damit Bescheidenheit in der Kirche ihr Recht findet, damit das Beispiel der Propheten und Apostel wieder zu Ehren komme und nichts Rücksichtsloses getan werde, aus Mißgunst und Anmaßung. Nimm mir meine Klage nicht übel, liebster Bruder. Du siehst doch, daß sie berechtigt ist und aus brüderlichem Herzen kommt. Mit großer Ausdauer hast Du für den Frieden gearbeitet. Aber Du bist jetzt inne geworden, daß Luther gar keinen Frieden will. Wir überlassen das Gott. Wir wollen und können den widerstrebenden Luther nicht zwingen. Es ist genug, wenn wir untereinander eines Sinnes sind, die wir an Gottes Wort glauben und ohne alle Leidenschaften an seiner heilbringenden Neugestaltung arbeiten. Mehr verlangen wir nicht, das ist uns Friedens genug.“

Nun wendet sich Bullinger selbst an Melanchthon. Denn dieser hat ähnlich wie Bucer zum Stillschweigen geraten. Er schreibt ihm am 22. Juni 1544:

„Du verlangst von uns, daß wir dem Übel mit Schweigen begegnen, wenn aus Eurer Gegend schlimme Briefe an uns geschrieben würden. Aber was sagst Du, mein Philipp, wenn die Briefe von der Art sind, daß es schwer fällt, dazu zu schweigen, daß sie mit aller Kunst nicht zu mildern sind? Ich weiß nicht, ob Dir bekannt ist, was für einen Brief Luther an Froschauer geschrieben hat.

Einen Brief, von dem er selbst sicherlich nicht will, daß wir ihn übersehen oder verschweigen. Wer ihn liest, kann sich nicht genug wundern, wo Luther hinaus will, daß er so anmaßend ist, um nichts Schärferes zu sagen, so wilde Beschuldigungen erhebt und uns solchen Schimpf antut. Ich will Dir als einem Freund und Bruder im Vertrauen sagen, wessen er uns beschuldigt.

(Hier folgt die Wiedergabe des Briefes, den ich vorhin im Wortlaut zitiert habe.)

So sind wir, nach Luthers Urteil, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft aller Frommen, als gottlose und verstockte Ketzer. So ist unsere Lehre verderbt, so unsere Kirche nicht eine Kirche Christi, sondern eine Pflanzschule des Satans. Was konnte er Schrecklicheres über uns ausdenken, ich bitte Dich? Uns fehlt der wahre Glaube an Christus; was aber nicht aus dem Glauben ist, das ist Sünde. Und wer nicht an Gottes eingeborenen Sohn glaubt, der ist schon gerichtet. Wer, ich bitte Dich, hat uns je gewarnt? Wer uns den Irrtum in unserer Lehre nachgewiesen? Die helvetischen Kirchen haben ja Luther ihr Glaubensbekenntnis und ihre Erklärung über das Amt am Wort und die Kraft der Sakramente unterbreitet. Nichts von alledem hat Luther verworfen, keinen Irrtum uns nachgewiesen, durch keinerlei Warnung uns aus einem falschen Dogma gerissen. Ich habe ihm auch privat geschrieben und ihn gebeten, er möge uns brüderlich belehren, wenn er etwas Falsches in unseren Lehren fände. Ich habe ihm schließlich im Auftrag aller Diener am Wort in Zürich geschrieben. Aber er hat kein einziges Wort geantwortet. Heute sind wir die, welche, genugsam ermahnt, keine Ohren für guten Rat haben und die uns anvertrauten Menschen mit uns zur Hölle reißen. Das ist schrecklich, aber noch nicht genug. Er bricht den Stab über alles, was unser ist, unsere Lehre heißt ihm Gotteslästerung. Er will unser Feind sein bei Gott und den Menschen, bei Gott im Gebet, bei den Menschen mit seiner Lehre. Es ist keine Hoffnung, daß er je wieder sich mit uns im Guten zusammenfindet, wenn er gelobt, gegen uns zu streiten bis an sein Ende, und Gott möge die armen Kirchen endlich von uns falschen Propheten und Verführern erlösen. Hat je, so frage ich, der Papst in Rom so etwas Furchtbares gegen uns gesagt? Falsche Propheten und Verführer sind wir ihm, würdig, gesteinigt zu werden, gegen die das Schwert des gerechtesten Richters sich wendet. Aber mit diesem noch immer nicht genug, fügt er hinzu: wir lachen darüber, doch wir werden weinen, wenn wir das Gericht Zwinglis erfahren, dem wir folgen. Gott schütze die Herzen der Unschuldigen vor unserm Gift. Nein, Philipp, wir lachen nicht. Es schmerzt uns tief, daß ein solcher Mann so gegen Unschuldige wütet und sich selbst so schändlich bloßstellt. Den Zwingli seligen Andenkens, der sich um Frömmigkeit und Wissenschaft so verdient gemacht hat, verdammt er zur Hölle. Uns nimmt er mit ins gleiche Band, deren Lehre ihm nicht Wasser des Lebens, sondern Gift und Trank des ewigen Todes heißt. Mit welchen Künsten, glaubst Du, können wir ein solches Übel heilen? Ein Übel, das, wie Luther meint, unheilbar ist?“

Und angesichts der ganzen Unglaubhaftigkeit solcher Anfeindung versichert Bullinger:

„An der Echtheit dieses Briefes zweifle nicht. Ich kenne seine Hand und seine Unterschrift, denn ich habe schon früher Briefe von ihm erhalten.“

Ehe jedoch Melanchthon zur Antwort kam, wurde auch seine schwache Hoffnung zunichte gemacht durch eine neue Schrift Luthers, genannt „die kurze Bekanntnus“, die die Kluft nur noch vertiefte. Melanchthon schreibt am 31. August:

„Vielleicht erhältst Du die furchtbare neue Schrift Luthers, noch ehe mein Brief zu Dir gelangt. Nie hat er mit heftigerer Leidenschaft seine Sache betrieben. Von jetzt an hoffe ich auf keinen Kirchenfrieden mehr. Unsern Feinden schwillt der Kamm, und unsere Kirchen werden noch ärger auseinandergerissen. Das schmerzt mich im tiefsten.“

Aus dem Briefe Bullingers an Bucer vom September 1544 geht deutlich hervor, daß er dieses Kapitel endgültig abgeschlossen hat. Er schreibt ihm:

„Wir fürchten Luther nicht. Wir verachten ihn auch nicht. Wir treten nicht gerne gegen ihn zum Kampf an, aber wir schrecken auch nicht ängstlich davor zurück. Wachsam im Vertrauen auf die gute Sache und mit der Hilfe von Oben wollen wir dem Manne in aller Bescheidenheit antworten, wenn es überhaupt etwas zu antworten gibt. Wir wissen, daß wir den wahren Glauben haben und die Lehre. Sie wollen wir bis zum letzten Atemzug verteidigen gegen Rom, gegen Luther, gegen die Wiedertäufer und andere hartköpfige Schriftgelehrte dieser Art. Nimm es nicht übel, wenn ich Luther zu ihnen zähle. Denn wenn Luther fortfährt, gegen unsere Lehre zu kämpfen, können wir nicht anders, als ihn zu ihnen rechnen, soweit er sich damit gegen die Wahrheit stellt. Du sagst: ‚Ihr habt noch nicht bewiesen, daß Ihr die Wahrheit haltet und schützt.‘ Die Kirche wird richten, die wohl weiß, durch wessen Schuld dieser Streit erneuert worden ist. Luther will nicht Frieden, er will Krieg. Er streitet für den eigenen, nicht für Christi Ruhm. Ein Saulus-Geist reißt ihn hin, und er verwirft viele Fromme, die Gottes Sohn anhangen, und verfolgt sie. Aber dieser hochfahrende Geist wird endlich durch das eigene Schwert umkommen. Kein Maß ist in ihm. Er kümmert sich um keine Schwachen, er kümmert sich um keinen Aufbau der Kirche, er ist ganz und gar von Furien umgetrieben. Gott erbarme sich seiner!“

* * *

Mit diesen Proben aus den Briefen bin ich am Ende meiner Ausführungen angelangt. Diese wollen als reine Darlegung genommen sein. Die Interpretation der Briefe, die Erforschung ihrer historischen Wahrheit, die Ausschöpfung ihres historischen und psychologischen Gehalts ist

nicht meine Sache. Es ist mir genug, wenn ich Ihnen einen Begriff von dem Reichtum dieser riesigen Bullinger-Briefsammlung habe bieten können.

Als ich vor zwei Jahren zum erstenmal in den streng gehüteten Raum geführt wurde, wo in der Zentralbibliothek die Bullinger-Briefsammlung aufbewahrt wird, als ich die Reihen der prallen Mappen alle sah — fast hundert sind es, dick gefüllt mit Briefabschriften und Photokopien — da erschrak ich. Da lagen fünf Jahrzehnte eingesargt, und vier Jahrhunderte waren darübergegangen, seit einst diese Hände geschrieben und agiert, diese Stimmen laut und leidenschaftlich Partei genommen, diese Herzen gelitten hatten.

Wozu diesen Staub abwischen?, ging mir durch den Sinn. Warum nicht tot sein lassen, was so lang schon tot ist? Haben wir nicht genug an uns selbst?

Als ich dann eindrang und Brief um Brief durchging, als hier der Schleier über einem Antlitz sich lüftete, dort ein plötzliches Licht auf ein Schicksal fiel, vergaß ich diese Frage. Je tiefer ich hineinkam, um so gegenwärtiger wurde das Vergangene, und fragwürdig in ihrem Wert waren nicht mehr diese alten Zeugnisse, sondern der Zeitbegriff, der einmal vergangen, einmal gegenwärtig nennt, was doch wesentlich ein und dasselbe ist und in vier Jahrhunderten sich nicht geändert hat.

Ich könnte Ihnen zahllose Züge aufführen, die mich ganz wie lebendige Gegenwart anrührten. Etwa einmal hat mir die Gegenwärtigkeit eines Briefes fast einen Stoß gegeben. Wenn ich zum Beispiel in einem Brief aus Norddeutschland an Bullinger las: „Wir sind in großer Sorge. Der Kaiser versucht, die Stadt Danzig dem Reiche anzuschließen. Danzig gehört aber den Polen. Wir fürchten, daß daraus ein neuer furchtbarer Krieg entsteht.“

Gewiß, manches hat sich doch geändert, und wir gleichen jenen Briefschreibern in vielem nicht mehr. Doch wäre es schön, wenn einmal nach weitem vierhundert Jahren die Forscher im Rückblick auf unsere eigenen vergilbten Briefe feststellen könnten, was wir im Blick auf die Briefschreiber um Bullinger ihnen unbedingt zugestehen müssen: Eine gewaltige Leidenschaft für die Dinge des Geistes und der Seele und die Bereitschaft, sich ganz für sie einzusetzen.

Dieses Große in den Briefen zu erfühlen, das ist und bleibt für uns Gewinn.
